

das begleitende Wort, die Hand redet umso sprechender. Aber das Zeichnen allein macht den Künstler noch nicht. Viele Künstler verwenden ihre Gaben an unwürdigen Gegenständen. Schorisch hat ein Auge, das zu unterscheiden weiß zwischen Kunst und Kitsch. Ja, die Motive erfassen, das ist es, was den Künstler ausmacht. Unser lebenswürdiger Zittauer Meister wandert mit dem Skizzenbuche in der Hand durch unsere Dörfer und sucht nach passenden Vorwürfen. In seinen Vortragsabenden bietet er nicht viel: 10—12 Bilder läßt er entstehen, aber es sind Bilder, die alle Augen zu bannen wissen. Und wie er die Heimat kennt! Selbst Einheimische müssen sich oftmals von ihm erst führen lassen. Seine Heimat mag ihm den Blick für die Rauntiefe gegeben haben, für das Spiel der Farben und für scharfe Konturen. Nun spendet er aus seinem vollen Herzen. Die Jahre haben ihm die Meisterschaft verliehen, seine Wanderfreude sorgt für immer neue Nahrung.

In vielen Orten unserer Heimat kennt man Schorisch. Tausende hat er begeistert für Heimerde und Heimatkunst in der Landschaft und an sehenswerten Punkten. Die Muse hat ihn gesegnet. Als Meister sehen wir ihn vor uns. Man darf sich freuen, daß einem solchen Manne ein wertvoller Teil unserer heranwachsenden Jugend anvertraut ist. Bedeutungsvolle Keime werden da gepflanzt, die einst bestimmt Frucht tragen werden. Ebenso wertvoll ist seine Arbeit in der Volksbildung im allgemeinen. Seine Arbeitskraft und Arbeitsfreude ist schier grenzenlos. Darüber freuen wir uns um unserer Lausitz halber, um unserer heimatliebenden Bewohner. Er hat noch viel zu geben. Wo er gerufen ward, da begeisterte er, da öffnete er Augen, denen so viel, ach so viel bisher verborgen blieb.

Um Schorisch freuen wir uns unserer Lausitz halber. Wir brauchen nicht von auswärts uns nur nähren zu lassen. Warum also in die Ferne schweifen, wo ein Mann unter uns schafft für die Heimat, für das Kostlichste neben dem Vaterhause. Einem Hans Runge bewahren wir ein ehrendes Gedächtnis, aber Adolf Schorisch wollen wir ausnutzen für unser Volk. Wir schätzen ihn als Meister des Stiftes und der Farbe, als Heimatkenner und als Heimatkünstler. Dem Mimen flieht die Nachwelt keine Kränze, aber die Bringer und Erhalter der Freude an dem, was so nahe liegt, die wollen wir schon jetzt bedanken. Und dazu gehört Adolf Schorisch.

Fritz Günther, Leutersdorf.

## Sterbende Häuser

E. Nierich, Neutirch

An Stelle der ruhigen Dorfstraße eilt die laute Landstraße durch die Dörfer; auf ihr hastet die neue Zeit und bringt Staub und städtisches Wesen aufs Land, und wie der Straßenstaub sich auf die leuchtenden Blumen des Bauerngärtchens legt und die Farbenpracht in schmutzigem Grau erstickt, so hat auch das fremde Wesen die Dörfer immer mehr ihrer stillen Friedlichkeit beraubt, und Dörfliches findest du wohl an der Landstraße kaum noch. Neue Häuser, selbstverständlich drei- oder vierstöckig, haben sich nach städtischem Muster in bunten Farben dicht an die Straße gedrängt und schauen hochmütig auf die kleinen braunen Balkenhäuser herab. Doch die Farben sind oft unglücklich gewählt, und die blauen, rosaroten und fleischfarbenen Kleckse, die dadurch im Dorfbilde entstanden sind, wirken heimatfremd, und wie hilflos blicken die hohen Gebäude um sich. Willst du noch echte Bauern- und Weberhäuser sehen, dann mußt du die krummen schmalen Gassen gehen, wo Kinder noch am Wege spielen können und große Sonnenrosen über die Zäune nickten, doch auch die werden immer seltener.

Wer hat nicht schon von Mühlenromantik gehört, von verschwiegenen Waldmühlen, bemooften Wasserrädern und

einem großen Lindenbaume, und auch das Volkslied singt schwermütige Weisen von Liebeslust und -leid in der Mühle. Doch, wo finden wir sie noch? Abseits vom Dorfe liegt die Buschmühle; von Busch ist nichts mehr zu sehen, der ist auch vor der neuen Zeit die Talhänge hinaufgeflogen, und nur der Name sagt noch, daß hier einst eine Mühle war. An das hohe Walmdach ist ein häßliches schwarzes Pappdach angeflückt, lange Reihen von Eisenfenstern werfen Abends strahlende Helle auf die Wiese, auf der sich Papierseken und Sackleinwandstücken herumspielen. Wo früher seiner Mehlstaub in der Luft schwebte und es kräftig nach Roggen duftete, wirbeln die Webstühle jetzt Wollstaub auf und legt sich der ölige Atem der Maschine beklemmend auf die Brust. Nicht das dumpfe Poltern und Klackern der hölzernen Zahnräder im Mahlgange tönt mehr, sondern ohrenbetäubendes Sausen tötet jedes Wort, es klingt nach Metall. Auch das alte treue Mülhrad braucht man nicht mehr, seitdem eine elektrische Leitung das rasende Herz der Mühle in Gang hält. Es lag lange Zeit zertrümmert auf dem Hofe und ist dann ins Kesselhaus gewandert. Unmutig wendet sich der Mühlbach weg und springt über das zerstörte Wehr schnell wieder hianter zum Mutterbache, ihm zu erzählen von dem tiefen Leid der alten Mühle, die die unbarmherzigen Menschen todwund geschlagen haben, aber nicht sterben lassen.

Da hat es doch die Windmühle oben auf dem Talrande besser. Auch sie hat andere Zeiten gesehen, und der Müller, der sie vor hundert Jahren baute, glaubte, sie für viele Geschlechter zu gründen, daher errichtete er sie aus harten Feldsteinen. Sei, das war ein lustiges Leben gewesen, wenn die Mühle mit ihren vier langen Armen Arbeitsgrüße nach dem Berge hinüberfuchtelte, bis das Abendrot zur Ruhe gemahnte und der weiße Müller zuschloß, noch einen zärtlichen Blick auf das Bauwerk warf, das wie ein Turm aus Ritterzeit mutete, und dann in das kleine Häuschen hinter den Holderbüschen ging, wo er die harten Taler, die ihm die Mühle heute erarbeitet hatte, in die Truhe schloß. Doch schaurig rasselte der Nachtwind in den Windbrettern, als wolle er die schlafende Mühle aufrütteln, damit sie sehe, was die Zukunft ihr noch verhüllte. Der Mensch wollte sich unabhängig machen von den Launen der Natur, die ihm oft genug gerade in der Zeit der größten Arbeit die Bäche austrocknen und den Wind einschlafen ließ. Drunten im Tale wuchs ein Gebäude in die Höhe, in dem der Bauer zu jeder Zeit für billigeres Geld sein Getreide gemahlen bekam, die Dampfmühle. Der Müller hatte jetzt leider recht oft Zeit, und er hätte gern gesehen, wenn jetzt der Wind weniger ungestüm an den Flügeln gerüttelt hätte. Die harten Taler schwanden wieder dahin, und als nach einer stürmischen Nacht zwei Flügel zerschmettert am Boden lagen, da war auch der Mühle jeder Lebensmut geschwunden. Spinnen woben noch feinere Siebe über den Mehlkasten, und die Mäuse mußten in allen Winkeln suchen, um noch ein paar Körnlein zu finden. Dann kamen die Gläubiger und rissen der Mühle das Herz heraus, um durch den Verkauf des guten harten Holzes und der wenigen Maschinenteile ihre Forderungen einzutreiben. So steht die Mühlenruine schon viele Jahre da, ein Bauer stellt seine Ackergeräte ein, tot gähnen die Fensterlöcher wie leergeweinte Augen ins Land, und durch das Loch der Flügelwelle streicht abends lautlos ein Käuzchen ab und ruft in den Holderbüschen sein schauriges Qui, Qui.

Im Dorfe unten, wo die alten Linden blühen, da steht so manches Bauernhaus behäbig, wurzelecht und zeugt vom Wohlstand, den Generationen hier erbaut haben. Doch was ist das dort für ein Gut? Verwildert der Zaun, ausgetrocknet der steinerne Brunnenrog, auf dem Hofe ein Abladeplatz für Material zum Straßen- und Schienenbau. Im Auszugshaus, wo der alte Bauer von der harten Arbeit ausruhte und sich von den Enkeln den Lebensabend